



Markus Heitz

RITUS

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag



V. KAPITEL

2. Januar 1765, in der Nähe von Mazel-d-Grèzes, Südfrankreich

Schneller, Camille. Es kommt ein Schneesturm.« Jean Chateaufort sprang an der blökenden Schafherde vorbei, die auf die geschützte Flanke des Berges zuhielt, und scheuchte das eigensinnige Schaf Camille zurück, das ausbrechen und in einem nahen Buchenwäldchen Schutz vor dem eisigen Wind suchen wollte.

Er versetzte dem Tier einen leichten Schlag mit dem Ende seines Stabes. Camille schaute ihn mit tumben Augen an und hopste zurück zur Herde.

»Na also. Wir haben keine Zeit für deinen Sturkopf.« Er atmete erleichtert auf, weil er sich schon hinter dem Schaf her durch den Schnee in den Wald hatte rennen sehen. Und Wälder waren derzeit Orte, in die man sich als vierzehnjähriger Junge nicht allein begab.

Er fürchtete sich nicht vor dem Wolf – er hatte seinen Stab am Ende zugespitzt und würde sich damit gegen ihn verteidigen können. Dennoch sorgte die Ansammlung dunkler Bäume nicht gerade für Freude. Auch ohne die Geschichten über den reißenden Wolf hätte er den Ort gemieden.

Camille schien es sich indes anders überlegt zu haben. Der windarme Wald lockte sie, blökend bog sie ein weiteres Mal ab, und diesmal folgten ihr sogar einige Tiere aus der Herde.

Fluchend nahm Chateauneuf die Verfolgung auf und versuchte vergebens, die Schafe davon abzuhalten, in den Wald zu laufen. Er ärgerte sich, dass er auf den treuen Gaston, den Hirtenhund seiner Familie, verzichten musste. Er hatte sein Leben vor einem Monat verloren, und der neue Hund war noch nicht so weit. Also musste er selbst rennen.

Erst als die Schafe zwischen den Buchen ankamen, wurden sie langsamer.

Jean Chateauneuf betrachtete die Bäume mit Unbehagen. Laublos reckten sich die Äste dem dunkelnden Himmel entgegen, die kahlen Baumkronen schwankten im auffrischenden Wind, ein anhaltendes Pfeifen ging durch den Wald, das vom gelegentlichen Knacken eines brechenden Zweigs begleitet wurde. Ausgerechnet jetzt fielen ihm die vielen Einzelheiten aus den Zwischenfällen mit der Bestie ein, die sich die Menschen erzählten. Ein solch düsterer Ort war wie geschaffen für einen ihrer Überfälle.

»Los, Mesdames«, sagte er zu den Schafen, die sich anscheinend sehr wohl fühlten, während er sie umrundete, um sie hinaus zu den anderen zu treiben. »Ich möchte bei unserer Hütte sein, ehe der Sturm losbricht. Euch ist der Stall doch auch lieber als der zugige Wald.«

Irgendwo tief zwischen den Stämmen krachte es laut: Etwas Schweres war auf einen Ast getreten.

Ein Reh. Es kann ein Reh gewesen sein, dachte Chateauneuf und tat so, als habe er es nicht gehört. Nach dem zweiten Geräusch wurde ihm mulmig. »Verdammt, Camille!«, herrschte er das Schaf an und zog ihm den Stab so fest über, dass es erschrocken einen Satz machte, vor dem Jungen davonlief –

und in einem schneebekränzten Gebüsch verschwand. Das war nun wirklich das Schlimmste, was einem Hirten passieren konnte: Ein Teil seiner Herde stand vor dem Wald, der andere im Wald, und ein Schaf hatte sich abgesetzt. Camille würde die Nacht im Freien nicht überleben. Der Schneesturm oder hungrige Raubtiere würden ihrem Leben ein Ende bereiten. Er seufzte. So ungern er es tat, es gab keine Wahl, das Tier war wertvoll, und sein Vater würde ihn mit Vorwürfen, Beschimpfungen und Schlägen überhäufen, wenn er es nicht sicher in den Stall brachte.

»Wartet hier«, sagte Chateauneuf zu den übrigen Tieren, als könnten sie seine Worte verstehen, folgte den Spuren, die Camille hinterlassen hatte, und bahnte sich mit dem Stab eine Gasse durchs verschneite Dickicht. Immer wieder hörte er ihr Glöckchen und ein leises Blöken, doch so sehr er sie lockte, sie wollte nicht zurückkehren. Schafe waren keine besonders intelligenten Tiere, aber den Schlag hatte Camille offensichtlich nicht sofort wieder vergessen.

Das Unterholz lichtete sich, und endlich sah der Junge das Schaf durch die Zweige hindurch. Er nahm Anlauf und hechtete, um sich den Hinterlauf des Tiers zu greifen. Seine Hände packten im Fallen zu, gruben sich in die kühle Wolle und hielten Camille fest, die erschrocken blökte und zapelte.

»Hab ich dich«, keuchte Chateauneuf erleichtert, rappelte sich auf und legte sich die Ausreißerin mit einiger Mühe über die Schultern. »Du haust nicht noch einmal ab.«

Wieder knackte es, dieses Mal links neben ihm – und dann vernahm Jean das Knurren eines Wolfs. Wie aus dem Nichts stand er vor Chateauneuf, ein großes, kräftiges Tier, das sich durchaus auf einen Kampf mit einem Mann und erst recht mit einem Jungen einlassen durfte. An seinen Lefzen sickerte dickflüssiges, schleimiges Sekret herab. Tollwut.

Der Wolf und der Junge starrten einander an, bis Chateauf nach seinem Stab schielte, der halb aus dem Gebüsch ragte. Er hatte seine einzige Waffe losgelassen, als er nach Camille gesprungen war.

Der Wolf knurrte nun lauter. Die Zähne waren vollkommen entblößt, und er duckte sich zum Sprung.

Chateauf stand wie gelähmt, wagte nicht, sich zu bewegen, wusste aber gleichzeitig auch nicht, was er tun sollte, um dem Angriff zu entgehen. Das Schaf roch die Gefahr, es bäumte sich auf, blökte aufgeregt und brachte das Glöckchen zum lauten Klingeln. Damit reizte es den kranken Wolf noch mehr. Er schien sich kurz zu ducken, doch dann sprang er los, das geöffnete Maul zielte auf die Kehle des Jungen.

Schräg neben dem Hirten erklang ein ohrenbetäubendes Krachen – eine Muskete hatte sich entladen! Chateauf schrie vor Schreck und Überraschung. Er sah, wie das graue Fell des heranfliegenden Wolfes auf Höhe der Brust zuckte, dann spritzte eine Blutfontäne aus dem Rücken.

Aufjaulend prallte der Wolf gegen ihn und warf ihn durch seinen Schwung um, aber der Schuss hatte das Tier auf der Stelle getötet, so dass der Hirte nicht Opfer der Reißzähne wurde. Er hielt Camille weiterhin tapfer fest.

»Alles in Ordnung mit dir, mein Junge?« Eine Gestalt in einem langen Kutschermantel stand neben ihm. Chateauf erkannte die Züge hinter dem Kragen und im Schatten des Dreispitzes nicht. Es hätte ebenso gut der Fleisch gewordene, freundliche Geist eines toten Jägers sein können, dem er sein Leben verdankte.

»Danke, Monsieur«, stammelte er rasch und kämpfte sich umständlich aus dem Schnee auf die Beine, ohne das zappelnde Schaf entkommen zu lassen. In seinen Ohren klingelte es noch von dem Dröhnen der Muskete, sein Herz raste.

Der Mann nickte, ging an ihm vorbei und begutachtete das erlegte Tier. Enttäuscht stieß er die Luft aus. »Nur ein tollwütiger Wolf.« Er lud den abgefeuerten Lauf seiner Muskete nach und wandte sich wieder dem Jungen zu. Dieser konnte nun freundliche braune Augen und Teile eines jungen Gesichts erkennen. »Ich hatte gehofft, es sei die Bestie. Ich bin Pierre Chastel. Mein Bruder, mein Vater und ich jagen sie«, erklärte er rasch. »Ich verfolgte eine Spur, als ich dein Schaf hörte.«

»Euch schickte der Himmel! Ich bin Jean, Jean Chateauf.« Langsam beruhigte er sich, und er gab sich Mühe, vor seinem Retter nicht wie ein Feigling zu wirken. »Ihr kamt rechtzeitig, Monsieur. Wollt Ihr mitkommen? Es wird bald einen fürchterlichen Schneesturm geben. Ihr solltet besser nicht im Freien sein. Wenn es die Spur der Bestie war, die Ihr gesehen habt, seid getrost, dass auch sie Unterschlupf suchen wird. Jagt sie nach dem Sturm.«

Pierre überlegte kurz und willigte dann ein. Er nahm sein Jagdhorn vom Gürtel und blies laut hinein, um Bruder und Vater nach seinem Schuss zu übermitteln, dass es ihm gut ging und er die Bestie nicht erlegt hatte. Trotz des heulenden Windes vernahmen sie die schwachen Erwidernngen des Signals. »Gehen wir.«

Chateauf schritt voran, Pierre folgte ihm. Gemeinsam trieben sie die Schafe auf den Weg zur Herde zurück und machten sich weiter an den Abstieg, während der Winter ihnen bewies, dass er nicht mit sich spaßen ließ.

»Es wird zu gefährlich«, schrie der Junge gegen das Brüllen des Sturms und deutete mit dem Stab auf einen Stall. »Es ist nicht unsere Hütte, aber sie wird uns als Unterstand dienen, bis sich das Wetter beruhigt hat.«

Pierre half ihm, die Tiere in den dunklen Raum zu treiben. Es roch nach altem Kuhmist und Schafen; die gefrorenen Fladen

am Boden waren hart wie Stein, und es lag ein wenig Heu auf der gestampften Erde. Der Hirte entzündete eine Laterne, die an der Steinwand an einem langen Haken hing. Sofort hatten beide das Gefühl, es würde mit dem Lichtschimmer etwas wärmer im Stall.

Das vier Schritt breite und fünf Schritt lange Gebäude war aus Granitblöcken hochgezogen worden, als Dach diente eine einfache Konstruktion aus Balken und Schieferschindeln. Ein zweites Stockwerk war in der hinteren Hälfte mit groben Bohlen und Brettern eingezogen worden; dort lagerten kleine Vorräte an Heu und Stroh.

Die Schafe drängten sich dicht zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen, und blökten leise. Auch sie waren froh, dem eiskalten Wind entkommen zu sein, der durch die Ritzen der Tür pfiß und sein frostklirrendes Lied sang.

»Ihr jagt die Bestie, Monsieur?«, fragte Chateauneuf, dessen Atem als weiße Wolke aus dem Mund drang. In der jungen Stimme schwang Anerkennung mit.

Pierre stellte die Muskete in die Ecke und lächelte über die Bewunderung, die ihm zuteil wurde. »Manche würden es tönlich nennen«, gab er grinsend zurück. Er klappte den Kragen nach unten und entfernte den Schal. »Aber wir wissen genau, was wir tun. Die Bestie kann uns nicht überraschen.« Er setzte sich auf ein Bündel Heu und streckte die Beine aus.

»Und wie wollt Ihr sie töten?« Chateauneuf blickte zum Gewehr. »Ich habe die Leute sagen hören, dass die Bestie unverwundbar ist. Sie sei mehr als ein Dutzend Mal getroffen worden und würde ihren Häschern immer wieder entkommen. Ist Euer Gewehr etwas Besonderes, Monsieur?«

»Nein. Aber ich kann im Gegensatz zu den anderen gut schießen«, erwiderte er und lachte leise. Er suchte in seinem Proviantbeutel etwas Brot und Schinken heraus, erwärmte das

halb gefrorene Fleisch über der Lampe und bot dem Jungen einen Bissen an.

Dankbar nahm Chateauneuf den Schinken. »Ihr habt Euch den Dragonern nicht angeschlossen, Monsieur. Warum?«, wollte er kauend wissen.

Pierre schob sich den Hut in den Nacken. »Sie haben keine Ahnung von der Jagd. Ihre Fallen bringen nicht viel. Sie mögen auf ihren Pferden schick aussehen, aber zu mehr taugen sie in diesem Gelände nicht. Ihre Fußsoldaten sind nicht viel besser.«

Der Junge nickte. »Das sagt mein Vater auch. Sie verkleideten sich schon als Frauen, um die Bestie in einen Hinterhalt zu locken, aber es brachte nichts.«

»Wäre ich die Bestie, würde ich auch keine Frau fressen wollen, die Stoppeln im Gesicht hat, nach Schnaps stinkt und furzt wie ein Dachs.« Er schnitt sich noch ein Stück vom geräucherten Fleisch herunter. »Das Schlimme ist, dass sich fremde Jäger im Gévaudan herumtreiben, die ebenso unvermögend sind wie Duhamel und seine Männer. Die Bestie weicht ihnen aus und wird bald in anderen Gebieten zuschlagen, Vivarais oder Margeride. Man muss sie in Sicherheit wiegen, damit sie einen Fehler begeht.«

Chateauneuf betrachtete den Jäger aufmerksamer als vorher. »Habt Ihr der Bestie etwa schon einmal gegenübergestanden, Monsieur? Ihr klingt so ...« Er horchte kurz, weil er ein leises Rascheln vom Heuboden gehört hatte. Wahrscheinlich suchten dort Mäuse ihr karges Futter.

Pierre lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, lockerte den Kragen und öffnete die Kleidung. »Ja, wir haben sie schon einmal gestellt, aber sie entkam, ehe wir einen Schuss abgeben konnten. Ihr Fell macht sie im Unterholz so gut wie unsichtbar.« Die Körperwärme strömte dampfend in den eisigen, windstillen Stall.

»Monsieur, wollt Ihr Euch den Tod holen?«, meinte Chateauneuf bestürzt und vergaß seine Fragen zur Bestie. »Was ist mit Euch?«

Pierre nahm ein Tuch aus der Tasche und wischte sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn. »Fieber«, gab er zur Antwort und holte seine Trinkflasche unter dem Mantel hervor. Bei diesen Temperaturen musste man sie dicht am Leib tragen, damit das Wasser nicht gefror. »Es sucht mich regelmäßig heim, seitdem mich ...« Er brach ab. »Seitdem mich ein Wolf gebissen hat.« Gierig trank er.

Chateauneuf wich vor ihm zurück.

»Nein, Junge, es ist nicht die Tollwut«, beruhigte Pierre ihn. »Es ist Dreck von seinen Zähnen, der sich in meinem Blut festgesetzt hat und es entzündet. Es brennt dann wie Feuer in meinen Adern und peinigt mich mit Hitze, aber es vergeht auch ebenso rasch wieder.« Er schloss die Augen.

Die Schafe wurden unvermittelt unruhig. Sie drängten sich in die hinterste Ecke des Stalls, blökten leise und schauten immer wieder zu Pierre, dessen Körper sich verkrampfte. Er zitterte unkontrolliert, die Hände krallten sich ins Heu.

Furcht stieg in Chateauneuf auf. Man erzählte sich, dass die Bestie ein Loup-Garou war, ein Werwolf, der in seiner menschlichen Form friedlich unter den anderen Bewohnern des Gévaudan lebte. Konnte es ... konnte es dieser Jäger sein? Verwandelte er sich gerade, um über ihn herzufallen?

»Heilige Mutter Gottes, steh mir bei!« Der Junge zwang sich, an dem zuckenden Mann vorbeizugehen und die Muskete zu nehmen, auch wenn er keine Ahnung hatte, wie man damit richtig schoss. Es genügte wohl, die Hähne zurückzuziehen, mit dem Lauf zu zielen und abzudrücken.

Chateauneuf stand zwei Schritte vom keuchenden Pierre entfernt, die Mündung war auf dessen Kopf gerichtet. »Mon-

sieur, was ist mit Euch?«, sagte er eindringlich zu ihm. »Ihr macht mir Angst.«

Der Atem des Jägers ging stoßweise; er ächzte und stöhnte tierhaft, es klang kaum noch nach einem Menschen. Chateauf hob die schwere Waffe und hielt sich bereit, sein Leben und das seiner Schafe zu verteidigen.

Dann hörte er das Rascheln wieder. Es kam immer noch von der zweiten Ebene des Stalls, aber dieses Mal war es deutlich lauter, und es stammte ganz sicher nicht von einer Maus! »Wir sind nicht allein hier«, sagte er leise. Der junge Hirte schwenkte die Muskete ruckartig zur Empore –

– und blickte geradewegs in die Fratze der Bestie. Sie stand lauend neben der einfachen Holzleiter und zeigte sich dem Jungen ohne Scheu, wissend, dass sie ihm überlegen war. Sie war groß wie ein Kalb, der Kopf breit und hässlich, und die kurzen Ohren unterstrichen ihre Missgestalt. Die furchtbaren, entblößten Fänge im schwarzen Maul versprachen den Tod.

»Herr im Himmel«, stammelte Chateauf. Ein Schuss löste sich aus der Muskete und schlug in einen Holzbalken. »Monsieur Chastel, kommt zu Euch, sonst ...« Aber da befand sich der schwere, muskulöse Körper bereits in der Luft und flog auf ihn zu. Der Zusammenprall riss ihm die Muskete aus den Fingern und schleuderte ihn zu Boden.

Er roch den furchtbaren Gestank, versuchte, Widerstand zu leisten, und griff in das kurze Fell, sah eine breite Brust mit einem weißen Streifen vor sich. Dann schaute er in ein Paar rot funkelnde, grausame Augen, ehe sich die Zähne in seine Kehle schlugen und sie zerrissen. Ein heißer Schmerz fuhr durch seinen Hals – danach spürte er nichts mehr. Der Schock unterdrückte jegliche Empfindung.

Er lag apathisch auf der Erde, lebte noch einige Augenblicke lang, hörte, wie sich die Bestie schmatzend an seinem Blut

labte, das aus der Kehle sprudelte, und vor Freude knurrend seine Bauchdecke mit Klauen und Schnauze aufriss. Der Junge wurde durch das verlangende Graben in seinem Körper hin und her geschüttelt. Das Letzte, was er sah, war das kalkweiße Antlitz von Pierre Chastel, das sich in sein dunkler werdendes Gesichtsfeld schob, und die verkrümmten Finger des Jägers, die sich nach ihm reckten.

Jean Chastel stürmte durch die Tür des Stalls, dessen Umrisse er in dem tobenden Sturm nur mit Mühe ausgemacht hatte. Entsetzt verharrte er auf der Schwelle.

Neben dem verstümmelten Leichnam eines Jungen von vielleicht vierzehn Jahren saßen seine Söhne Antoine und Pierre. Beide waren von oben bis unten mit dem Blut des Toten besudelt, als hätten sie sich darin wie die Schweine gesuhlt. Beide trugen ihre Kleidung schlampig am Leib, Antoines Stiefel lagen neben dem Eingang. Sie schauten abwesend und betäubt zu ihm auf und nahmen ihn erst nicht wirklich wahr. Dann hellten sich Pierres Züge auf. »Vater!« Er sprang auf die Füße, schaute an sich herab und blickte zu seinem Bruder. »Was ... was haben wir getan?«, raunte er. »Ich kann mich an nichts erinnern. Ich kam mit dem Jungen herein und ...«, seine Augen schweiften zur Zwischendiele des Stalls, »... die Bestie! Sie lauerte dort und ...« Er verstummte.

Antoine lachte auf und streifte sich das blutbesudelte lange Haar aus dem Gesicht. »Ich? Ich soll die Bestie sein? Du träumst, Bruder. *Du* bist die Bestie und willst mich vor Vater als Schuldigen hinstellen.«

»Ich kann mich nicht an alles entsinnen, aber du warst nicht hier, als ich den Stall betrat. Die Bestie ist weg, dafür stehst du vor mir«, erwiderte Pierre. »Sage mir, wie das sein kann!«

Jean nahm die Muskete von seiner Schulter, zog die Hähne

zurück und betrachtete seine Söhne. »Ich habe unter dem Vordach der Hütte keine Spuren der Bestie gefunden. Was immer das hier angerichtet hat, es ist noch im Stall«, sagte er verunsichert.

Antoine zeigte auf die Empore. »Vielleicht verbirgt es sich vor uns?« Er erklomm die Leiter, wühlte im Stroh und Heu herum und fand nichts. Genauso, wie es Pierre im Stillen vermutet hatte.

Dem Wildhüter kam ein schrecklicher Verdacht. Die Bestie hatte seine Söhne damals verwundet. Hatte er ihre Verletzungen zu spät mit glühender Klinge ausgebrannt? Trugen sie den Keim des Bösen in sich?

Er erinnerte sich an das seltsame Verhalten Antoinettes in Chaulhac, an seine Faszination, als er den Leichnam des Jungen beschnüffelt hatte. Und Pierres Schock – war er nicht seltsam spät eingetreten, so als habe er damit gewartet, bis er den Vater damit narren konnte? Der Verdacht traf Jean mit kalter Wucht: Die Spuren vor dem Stall waren eindeutig. Es gab keine anderen Schuldigen. Und seine Söhne hatten schon einmal getötet. Mindestens einmal. Seine Hände begannen zu zittern.

»Was immer das hier angerichtet hat«, wiederholte er rau, »es ist noch hier drin.« Seine Augen wanderten über die entsetzten Gesichter Pierres und Antoinettes. »Was hat die Bestie aus euch gemacht?«, rief er verzweifelt. »Ihre Rache ist furchtbarer, als ich angenommen hatte.« Die Finger spannten sich um seine Waffe. Er wusste nicht, was er tun sollte – noch mehr Bestien waren für das Gévaudan zu viel.

Antoine sprang vom Heuboden herab und stellte sich neben ihn. Er ahnte, was in seinem Vater vorging. »Du darfst nicht zulassen, dass die Bestie über uns triumphiert, Vater. Gönn ihr den Sieg nicht, indem du uns tötest! Wir suchen ... wir suchen ein Gegenmittel, das uns von dem Fluch befreit.« Er

schlüpfte in die Stiefel. »Ich kenne einen Henker, der sich auf allerlei Zauberkunst versteht. Er wird uns sagen können, was gegen den Loup-Garou in uns hilft.« Er warf sich auf die Knie und schaute seinem Vater beschwörend in die Augen. »Ich *flehe* dich an, Vater! Wir sind deine Söhne, dein Fleisch und Blut. Wir können nichts dafür, dass wir zu Bestien geworden sind. Hilf uns, den Fluch zu brechen, der über uns gekommen ist. Ich will nicht sterben!«

Jean Chastel ließ seinem Kummer freien Lauf, warf sich Antoine in die Arme, Pierre gesellte sich vor Verzweiflung weinend hinzu. Zu dritt knieten sie im allmählich gefrierenden Blut des Hirtenjungen und suchten Halt und Trost beieinander.

Schließlich erhob sich der Wildhüter, zog auch seine Söhne hoch und sah sie nacheinander fest an. »Du hast Recht, Antoine. Wir werden ein Gegenmittel finden – und wir werden die Bestie weiter jagen.« *Und ich werde von nun an auf jeden eurer Schritte achten*, fügte er in Gedanken hinzu, *damit ihr das Leid der Menschen nicht weiter vergrößert. Und wenn ich euch deswegen einsperren muss*. Er schaute voller Kummer und Wut auf die zerfleischte Leiche des Jungen und versprach der Bestie dafür mannigfaches Leid und einen qualvollen Tod. »Verschwinden wir, bevor der Sturm nachlässt und sie nach ihm und den Schafen suchen.«

Antoine und Pierre richteten ihre Kleidung, rafften ihre Sachen an sich und traten nach draußen in das zornige Weiß. Schon nach wenigen Schritten verschwanden ihre Konturen im rauschenden Gemisch aus Wind und Flocken.

Jean drehte sich noch einmal um, als er in der Tür stand, und betrachtete das, was seine Söhne hinterlassen hatten. Er nahm die Lampe vom Haken, zerbrach das Glas und warf sie ins Heu. Sofort zuckten die Flammen empor und breiteten sich in dem getrockneten Gras aus. Blökend rannten die Schafe ins

Freie und flüchteten vor dem Feuer, mit dem der Wildhüter die Spuren verwischen wollte.

Als das letzte Tier den Stall verlassen hatte, schloss er den Eingang. Er fand es für den Vater des Jungen tröstlicher, dass der Spross durch ein Feuer und nicht durch die Klauen und Zähne zweier Bestien umgekommen war. Die Wahrheit durfte nicht ans Licht kommen. Niemals.